

Aus dem Inhalt:

150 Jahre »Warte des Tempels«
Würdigung durch Prof. Dr. Paul Sauer

Glückwunsch aus Beresniki

Kriegs- und Nachkriegsschicksale

Leserecho

Ein Buch für den Tempelgründungstag

TREFFPUNKT

Gemeindemitteilungen

Wir freuen uns, anlässlich des 150jährigen Bestehens der »Warte des Tempels« in diesem Heft eine Würdigung unserer Zeitschrift durch den Direktor des Stuttgarter Stadtarchivs Professor Dr. Paul Sauer veröffentlichen zu können. Er gehört zu den wenigen Fachleuten, die sich bisher intensiv mit den geschichtlichen Quellen in der »Warte« befaßt haben. Das Ergebnis seiner Arbeit war die 1985 erschienene Templer-Chronik »Uns rief das Heilige Land«, für deren Zustandekommen die Tempelgesellschaft ihm großen Dank schuldet.

150 Jahre »Warte des Tempels«

Paul Sauer

Die publizistische Waffe Hoffmanns und der Brüder Paulus gegen die »Gottesleugner«

»Die Warte des Tempels« zählt zu den ältesten religiösen Zeitschriften unseres Landes. Ihre Anfänge reichen bis in die Mitte des letzten Jahrhunderts zurück, in eine Zeit, die uns sehr fern gerückt ist und zu der wir nur schwer Zugang finden. Damals gab es keinen gemeinsamen deutschen Staat. Die beiden deutschen Großmächte Österreich und Preußen bildeten zusammen mit mehr als 30 Mittel- und Kleinstaaten seit 1815 einen lockeren Staatenbund, den Deutschen Bund, der seinen Mittelpunkt im Bundestag in Frankfurt am Main, einem ständigen Gesandtenkongreß, hatte. Der 1848/49 unternommene revolutionäre Versuch, in freier Selbstbestimmung des deutschen Volkes ein gemeinsames staatliches Haus zu errichten, scheiterte. Erst 1870/71 gelang es Otto von Bismarck, unter Ausschluß von Österreich ein Deutsches Reich zu gründen, in dem Preußen die dominierende Rolle übernahm.

Südwestdeutschland war vor 150 Jahren unter das Königreich Württemberg, das Großherzogtum Baden sowie die bis 1850 selbständigen, dann als Regierungsbezirk dem Königreich Preußen einverleibten Fürstentümer Hohenzollern-Hechingen und Hohenzollern-Sigmaringen aufgeteilt. Im größten und politisch stabilsten Land, dem Königreich Württemberg, herrschten in den 1840er Jahren weithin Not und Armut. Die Industrialisierung kam nur zögernd in Gang. Tausende wanderten aus, um sich unter schwierigsten Bedingungen in Osteuropa oder in Übersee, meist in Nordamerika, eine neue Existenz aufzubauen.

Im Gegensatz zur wirtschaftlichen Misere war das geistig-kulturelle Leben ungewöhnlich rege. In der Dichtung, der Philosophie, der Kunst und Wissenschaft nahm Württemberg unter den deutschen Ländern einen vorrangigen Platz ein. Stuttgart war in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu einem der ersten Verlagsorte des deutschsprachigen Raums aufgestiegen. Wenig wunder nimmt, daß eine Zeit tiefgreifenden wirtschaftlich-sozialen Wandels beunruhigend auf die im protestantischen altwürttembergischen Landesteil religiös tonangebenden streng pietistischen Kreise wirkte. Man sah in den an der Landesuniversität Tübingen, aber auch im städtischen Bürgertum zunehmenden Einfluß gewinnenden liberalen

theologisch-geisteswissenschaftlichen Strömungen bedrängende Gefahren für Christentum und Kirche. Symptomatisch dafür war beispielsweise die Empörung des pietistischen Lagers über das Buch des jungen Theologen David Friedrich Strauß »Das Leben Jesu«, das den Berichten des Neuen Testaments eine mythische Deutung gab und die Leben-Jesu-Forschung auf eine historisch-kritische Grundlage stellte.

Der bis dahin öffentlich nicht hervorgetretene 30jährige pietistische Theologe Christoph Hoffmann, der Sohn des Gründers von Korntal, griff zur Feder und nahm in einer Kampfschrift leidenschaftlich gegen die neuen »Gottesleugner in Tübingen« Partei. Seine ungestüme publizistische Attacke richtete sich vor allem gegen Friedrich Theodor Vischer, den Freund und geistigen Weggenossen von Strauß. Vischer, 1844 zum ordentlichen Professor der Ästhetik in Tübingen berufen, hatte in seiner Antrittsvorlesung die entschiedenen Pietisten aufs schärfste herausgefordert. Hoffmann nannte den streitbaren Ästhetiker wie auch dessen Gesinnungsgenossen Gotteslästerer und Götzendiener, und er erhielt von vielen Seiten tatkräftige Schützenhilfe. Flugschriften, Presseartikel und Kanzelreden in großer Zahl nahmen die »Kirchenfeinde« aufs Korn.

Hoffmann, damals als Lehrer an der christlich-wissenschaftlichen Bildungsanstalt der Brüder Paulus, seiner Schwäger, auf dem Salon am Stadtrand von Ludwigsburg tätig, rief zusammen mit Philipp und Immanuel Paulus 1845 die »Süd-deutsche Warte« ins Leben. Sie sollte dem gläubigen Volk Waffen an die Hand geben, damit sich dieses gegen die »geistlichen Brunnenvergifter« in Wort und Schrift erfolgreich zur Wehr setzen und das Glaubenserbe der pietistischen Väter unverfälscht bewahren konnte.

Der kämpferische Elan Christoph Hoffmanns fand eine starke Resonanz. Sein Eintreten für einen christlichen Staat, für eine christliche Gesellschaftsordnung, verbunden mit heftiger Kritik an den geistlichen Schäden der Zeit, auch an der Amtskirche, verschaffte ihm insbesondere in der christlichen Landbevölkerung einen festen Rückhalt. In der im Frühjahr 1848 ausgebrochenen Revolution erblickte er die Chance, den Staat und das Volksleben auf ein tragfähiges Fundament zu stellen. Bei den Wahlen zur Frankfurter Nationalversammlung im Wahlkreis Ludwigsburg siegte er über David Friedrich Strauß.

Freilich: der Parlamentsalltag ernüchterte ihn. Er mußte erkennen, daß der von ihm angestrebte christliche Staat nicht zu verwirklichen war. Selbst die Trennung von Staat und Kirche, für die er sich in der Nationalversammlung einsetzte, blieb auf dem Papier. Bald kehrte er der politischen Arena den Rücken. Die intensive Beschäftigung mit der Heiligen Schrift, namentlich mit der biblischen Weissagung, erschloß ihm neue, wegweisende Einsichten und Erkenntnisse. Für ihn bestand jetzt kein Zweifel mehr: der Menschheit blieb ein zweites verhängnisvolles Babel nur dann erspart, wenn sich die Besten der Völker zum Volk Gottes vereinten, also zu einer exemplarischen christlichen Glaubens- und Lebensgemeinschaft.

Da er wie andere Repräsentanten des württembergischen Pietismus' die bi-

blischen Aussagen dahin deutete, daß die Wiederkunft Christi unmittelbar bevorstehe und daß sie an geheiligter Stätte, in Jerusalem, erfolge, rief er zur Sammlung des Volkes Gottes und zu dessen Übersiedlung nach Palästina auf. Im Heiligen Land, in der Stadt Gottes, ließ sich eine von den verderblichen Einflüssen der westlichen Welt freie christliche Gemeinschaft gründen, die in der Erwartung ihres Heilands und Erlösers lebte.

Die Schaffung dieser Gemeinschaft war für Hoffmann gleichbedeutend mit der Wiederaufrichtung des einstigen jüdischen Tempels in einem übertragen-geistigen Sinn. Dem in Jerusalem sich sammelnden Volk Gottes oblag dieses durch die Zeitumstände gebotene Werk der geistigen Tempelerneuerung. Konsequenter war es, daß die bisherige »Süddeutsche Warte« als Organ der Sammlungsbewegung ihren Namen in »Warte des Tempels« änderte.

Im Juli 1855 definierte Hoffmann als Auftrag des Volkes Gottes: »Herstellung einer Gemeinde nach dem Muster der apostolischen, den Absichten entsprechend, welche Jesus Christus auf Erden verfolgte und welche er unwandelbar fort verfolgt, bis er sein Ziel erreicht hat«. Diese Gemeinde, so stellte er weiter fest, muß durch ihr ganzes Leben eine Probe von der Wahrheit des Volkes Gottes ablegen. Sie hat zu bezeugen, »daß der Glaube an Jesum Christum die Menschen weise und gerecht, heilig und glücklich macht«.

Für Hoffmann, in dessen Händen jetzt die alleinige Redaktion der »Warte« lag, war es keine Frage, daß eine solche Gemeinde mit den Mitteln zu gründen war, die Jesus Christus erworben und in der Welt hinterlassen hatte. »Wer sich einen Gläubigen nennt, darf und kann nicht zweifeln, ...daß Jesus Christus noch heute mit seinem Geist ein solches in seinem Sinne unternommenes Werk zum Ziele führen und, wenn denn Wunderkräfte dazu nötig sind, auch Wunderkräfte senden wird. Ohne eine solche tatsächliche Probe der Wahrheit des Christentums ist das bloße Verkündigen, das bloße Behaupten und Aufpredigen dieser Wahrheit vergeblich, weil der Unglaube dadurch nicht entkräftigt, sein Unrecht nicht aufgedeckt wird«.

Christoph Hoffmann forderte ein im Alltag wie in der Gemeinschaft sich bewährendes Christentum der Tat. Wort und Werk müßten übereinstimmen. Das Volk Gottes, die Tempel, hatte im Hinblick zu Gott ein beispielhaft tätiges Leben in der Verantwortung für den Nächsten zu führen. Nur so ließen sich die Übel der menschlichen Gesellschaft bekämpfen, ließ sich, bildlich gesprochen, der Tempel Gottes wiederaufrichten und als Zeichen der Hoffnung der Menschheit eindrucklich vor Augen stellen.

Christoph Hoffmann ist schon bald von seiner engen und strengen pietistischen Glaubenshaltung abgerückt, und er hat den Weg zu einer von Dogmen und Sakramenten freien christlichen Gemeinschaft gewiesen. In Christus, seinem Leben und Sterben, aber hat die Tempelgesellschaft noch heute ihren geistigen Mittel- und Orientierungspunkt. Das Reich Gottes war und ist für sie etwas sehr Konkretes, Wirklichkeitsnahes. In der Zweckbestimmung des Menschen liegt es, etwas von seinem Glanz in unserer Welt sichtbar zu machen.

Seit 150 Jahren wirkt die »Warte des Tempels« in diesem Sinn. Sie hat wesentlichen Anteil daran, wenn die kleine Gemeinschaft zwischen 1868 und 1948, ungeachtet harter Schicksalsschläge, in Palästina eine einmalige kolonisatorische Aufbauleistung vollbracht hat, wenn nach dem endgültigen Verlust ihrer dortigen blühenden Siedlungen als Folge der Niederlage Deutschlands im Zweiten Weltkrieg und insbesondere der im deutschen Namen begangenen ungeheuerlichen Verbrechen des NS-Regimes an den Juden die heimatlos gewordenen Templer in Australien und Deutschland einen mühseligen Neuanfang wagten und hier neues geistiges Leben zur Entfaltung brachten.

Indes ist die »Warte des Tempels« nicht nur eine religiöse Zeitschrift, die den Angehörigen der Tempelgesellschaft während sechs Generationen, abgesehen von zwei kurzen kriegsbedingten Unterbrechungen, eine verlässliche Wegbegleiterin gewesen ist, sondern sie ist auch ein einzigartiges Geschichtsbuch. Ohne sie wären unsere Kenntnisse über das Palästina des 19. und des frühen 20. Jahrhunderts in vielem lückenhaft und einseitig-unzuverlässig. Doch damit nicht genug: Hochinteressante Berichte sind hier von längst verschwundenen amerikanischen, russischen und deutschen Siedlungen überliefert, ebenso aufschlußreiche Artikel über profilierte Persönlichkeiten und engagierte Familien der Tempelgesellschaft.

Jeder, der sich in die alten »Warte«-Jahrgänge vertieft, ist fasziniert von der Fülle sachkundiger Informationen, doch auch vom geistigen Weitblick der Schriftleiter und Mitarbeiter. Wissenschaftliche Untersuchungen und Quellenpublikationen vor allem über Palästina, wie sie von meinem Freund Alex Carmel vorgelegt wurden, ebenso meine eigenen Arbeiten zur Geschichte der Tempelgesellschaft wären ohne die »Warte« nicht möglich gewesen.

Ich empfinde deshalb für die Jubilarin in gleicher Weise Respekt wie Dankbarkeit, und ich wünsche, daß sie sich weiterhin die für eine 150 Jahre alte Zeitschrift erstaunliche geistige Jugendfrische und Lebenskraft bewahrt und daß sie ihren religiösen Auftrag auch künftig als ihr zentrales publizistisches Anliegen betrachtet und ihm wie bisher in der Öffentlichkeit Geltung verschafft.

Glückwunsch aus Beresniki (am nördlichen Ural)

Wir gratulieren aufs herzlichste den Herausgebern und allen Lesern zum 150. Jahrestag der »Warte des Tempels«. Für uns Beresnikier ist die »Warte« eine der ältesten Zeitschriften, die in der Familie unserer Großeltern Dietrich und Maria Dyck gelesen wurden. Trotzdem wir nicht Mitglieder des Tempels sind, bekommen auch wir die »Warte« zugesandt. Vielleicht lesen wir sie nicht so, wie die Templer sie lesen, aber wir lesen in der »Warte«, wie Dr. Brigitte Hoffmann rät, in der Bibel zu lesen und alles Gute zu behalten.

Wir sind dankbar für die Zusendung der »Warte« und wünschen ihr, auch weiter zu bestehen, uns in der Nächstenliebe zu belehren und zu unterstützen.

Im Namen aller Dycks, Langes, Schmidts — *Nora Tietz, Beresniki (Rußland)*

KRIEGS- UND NACHKRIEGSSCHICKSALE

Gertrud Friesen

Als Rußlanddeutscher vom Krieg zerrieben

Im vergangenen Monat hat die Menschheit den 50. Jahrestag des Endes des Zweiten Weltkrieges begangen, des grausamen Krieges, der so viele Millionen Menschenopfer gefordert hat, in dem es kaum eine Familie gab, die von ihm verschont geblieben wäre.

Über das Schicksal meines Vaters Heinrich Friesen, eines Templers mennonitischer Herkunft, und wie es ihm in den Kriegsjahren und danach ergangen war, schrieb er selbst 1953-54 in mehreren Briefen an Heinrich Sawatzky (seinen Onkel), der über ihn auch in dem Buch »Templer mennonitischer Herkunft« berichtet hat.

Unsere Familie hat lange nicht gewußt, ob Vater überhaupt noch am Leben sei. Nach seiner Verhaftung, gleich nach Anfang des Krieges, am 24. Juni 1941, war aller Kontakt mit ihm verboten, weder Kleidung noch Lebensmittel durfte man ihm übergeben. Als man Mutter und mich am 4. Oktober 1941 mit Tausenden anderer Rußlanddeutscher aus Stawropol auf eine weite Reise in roten Viehwaggons verschickte, hielt man ihn zur Untersuchungshaft im Gefängnis. Es gab keinen Abschied.

Bruder Robert war zu der Zeit im regulären Militärdienst in der Roten Armee. Von ihm hatten wir auch keine Nachricht. Nach einem Monat landeten wir in einem verschneiten Bahnhof im Norden Kasachstans. All unser Hab und Gut mußten wir zurücklassen. Wie es Vater indessen erging, beschreibt er in einem seiner Briefe an Heinrich Sawatzky:

»Meine Erlebnisse sind schaurig. Ich war zuerst im Gefängnis in Stawropol, dann in Goergiewsk, dann ging es zurück vor der anrückenden deutschen Wehrmacht nach Modosk und Grosnoje. Am Terek, bei Tscherwljonnaja, wurde ich mit anderen 'Verbrechern' liegengelassen, weil ich krank war und unmöglich weitergehen konnte. In einer verlassenen Kolchosbäckerei fanden wir vorübergehend Unterkunft. Ich versuchte, nach Westen zu wandern, blieb aber krank in Kalinowskaja liegen, wo ich dann von deutschen Soldaten gefunden wurde, die sich sehr freuten, einen »Kosaken« gefunden zu haben, der die deutsche Sprache nicht nur verstand, sondern auch sprechen konnte.«

»Leider merkten sie sehr bald, daß ich für sie als Dolmetscher nicht in Frage kam, sondern ins Krankenhaus gebracht werden mußte, von wo aus ich dann, sobald ich eine Fahrt vertragen konnte, zurück nach Westen gebracht wurde, d.h. näher nach Stawropol. Die Reise mußte oft unterbrochen werden, damit ich mich etwas erholen konnte. Endlich in Stawropol angekommen, war keine Lieschen (seine Ehefrau) und keine Gertrud mehr da.«

In Stawropol erfuhr Vater bei Bewohnern aus der Nachbarschaft, daß man uns nach Sibirien/Kasachstan verschickt hatte. Er unternahm keinen Versuch, uns zu

schreiben, weil er befürchtete, uns dadurch in noch größeres Unglück zu stürzen. Weiter aus seinem Brief:

»In Stawropol kam ich wieder ins Wehrmachtlazarett. Am 8. Januar 1943 nahm ich Abschied von Stawropol und wurde mit Verwundeten nach Westen gebracht: Lemberg, Krakau, und da es mit meinem Leiden soweit besser war – ich hatte Wassersucht infolge des Hungerns im Gefängnis bekommen –, daß ich eine Reise nach Deutschland machen konnte, wurde ich nach Berlin, von dort nach Markneukirchen geschickt. Nachts habe ich viel geschrien, im Traum war ich immer noch im NKWD-Gefängnis. Das Schreien ist bis heute geblieben. In Deutschland hatte ich aus diesem Grund große Schwierigkeiten wegen einer Unterkunft. Jetzt hier in Kanada ist es nicht mehr so wie in Deutschland.«

»Von Markneukirchen flüchtete ich nach Bayern, als die Roten dahin kamen. Ich wurde gewarnt, und zwar nur einige Stunden vor dem Eintreffen der Roten. Ich bin gelaufen, fünfzig Kilometer an einem Nachmittag. Ich kam nach Hof, Münchberg, Bayreuth, München, Garmisch, Mittenwald, wo ich dreieinhalb Jahre in der Berufsfachschule für Streichinstrumentenbau tätig war.«

Vater beschreibt in seinem Brief, wie es ihm während der Jahre von April 1945 bis zur Auswanderung nach Kanada erging. Zuerst hatte er in Niederbayern Arbeit bei einem Bauern gefunden. Aber die Arbeit war ungewohnt. Er war zu schwach dazu und mußte bald ins Krankenhaus gebracht werden. Der Arzt ließ den Bauern wissen, daß er Vater nicht zu schweren Arbeiten beschäftigen dürfe. Er fragte Vater nach seinem Beruf und riet ihm, nach Mittenwald zu gehen in die Heimat der Geigenbauer. Das war ein guter Rat, aber wie durchführen? Zum Glück gab es hilfsbereite gute Menschen, die ihm halfen.

In Garmisch konnte er einige Stunden in einem Flüchtlingslager ausruhen. Er war sehr müde und schloß die Augen, schlief aber nicht. Er hörte vereinzelte Schritte im Raum. Als er aufstand, waren seine Schuhe weg. Aber ohne Schuhe konnte er nicht losziehen, und neue konnte man keine bekommen. So lief er in Strümpfen – richtiger: in Socken – ratsuchend durch die Lagerräume. Doch niemand konnte ihm helfen. Da traf er auf der Treppe einen jungen Mann, der fragte, was denn los sei. Er hörte Vater teilnahmsvoll an und sagte, er solle auf sein Zimmer kommen, die Kameraden könnten vielleicht helfen. Und sie fanden tatsächlich ein Paar Schuhe, wenn auch ungleiche. Der eine war viel zu groß, der andere viel zu klein. Er zwängte den einen Fuß in den zu kleinen Schuh, um wenigstens bis in den Ort zu gehen und dort um Hilfe zu bitten.

Da hieß es: 'Da kann ja jeder kommen und erzählen, seine Schuhe seien gestohlen worden'; niemand hatte Schuhe zu vergeben. So hinkte er zurück ins Lager. Er war dort noch nicht ganz angekommen, da rief jemand und winkte ihm zu. Er ging hin. Es war derselbe Kamerad, der ihm zuvor versucht hatte zu helfen. Dieser hob ein Paar Schuhe hoch und fragte, ob es seine wären. Und es waren tatsächlich Vaters Schuhe. »O, ich Glücklicher, meine Schuhe waren wieder zu mir zurückgekommen! Der Kamerad hatte sich eines Eisenbahners entsonnen, der dafür bekannt war, daß er aus Versehen Dinge mitnahm, Dinge, die ihm nicht

gehörten. Mein Freund eilte zum Bahnhof und fand den Mann. Ohne zu wissen, ob er meine Schuhe an habe, schrie er diesen an, warum er fremde Schuhe im Lager mitgenommen habe. Mal ganz flink herunter damit! Ohne Widerrede zog der Kerl die Schuhe aus und gab sie ab.«

»Ich war nun so glücklich über meine wiedergefundenen Schuhe, daß ich dem armen Kerl helfen wollte, der nun in Socken dastand. Ich sagte dem Überbringer, ich wolle dem armen Tropf Geld geben, damit er sich doch vielleicht irgendwo ein Paar Schuhe kaufen könne. Er tue mir so leid. Das Mitleid gehe zu weit, meinte dieser. Wieviel ich denn geben wolle? Na, etwa fünfzig Mark. So? Dafür, daß er mir die Schuhe gestohlen hätte? Wieviel es denn Wert sei, daß er sie mir wieder gebracht habe? Er wolle nicht so viel haben. Wenn ich könnte, so bitte er um fünfzehn Mark, nicht etwa für das Bringen der Schuhe, nein, er wollte mir nur zu meinem Recht verhelfen, aber er wolle es borgen und mir später, sobald er Verdienstmöglichkeiten gefunden habe, zurückgeben. Ich gab es ihm und er hat später sein Wort gehalten, mir sogar mehr zurückgegeben als das, was er versprochen hatte.«

Von Garmisch ging Vater nach Mittenwald, wo er eines Abends im August 1945 ankam, aber keine Unterkunft finden konnte. Auf der Straße durfte man nur bis 11 Uhr abends sein. Jemand sagte ihm, er solle doch im örtlichen Krankenhaus fragen, vielleicht erlaube man ihm, dort eine Nacht zu bleiben. Und wieder hatte er Glück. Als er ganz erschöpft zum Katholischen Krankenhaus kam, fragte ihn die Oberin allerlei und erlaubte ihm zu bleiben. Und wie groß war seine Überraschung und Freude, als er ein Bad nehmen durfte, ganz saubere Wäsche erhielt und für ihn ein Bett am Ende des Ganges aufgestellt wurde. Vor seinem Bett wurde ein großer Teller mit Brot, Tee, Käse und Ei hingestellt. Das war wie im Märchen!

In der Geigenbauschule erhielt Vater Arbeit, doch als ein neuer Direktor kam, der alle Ausländer haßte, beschloß er, nach Kanada auszuwandern. Für die Ausreise mußte er jedoch einen Verwandten in Kanada haben. Vaters Schwester Anna war seit 1925 dort, aber man hatte jahrelang keine Verbindung mehr mit ihr gehabt, es war ja verboten und gefährlich, Briefwechsel mit dem kapitalistischen Ausland zu führen. Doch durch Zufall fand die Schwester seine Adresse in der mennonitischen »Rundschau« und erklärte sich bereit, für seine Auswanderung einzutreten.

Da stellte sich heraus, daß er kein Mennonit war. Daß man als Angehöriger der Tempelgemeinde in Rußland kein Mennonit sei, hatte er garnicht gewußt und im Reichsdeutschen Amt war er als Mennonit geführt worden. Man tat ganz entsetzt, einen Templer vor sich zu haben. Es entstand eine Streitfrage, und die Prediger traten zur Beratung zusammen, die damit endete, daß er nicht als Mennonit anerkannt wurde und keine Einreiseerlaubnis erhielt.

Erst später gelang es Vater doch, auszuwandern. Wir erhielten die erste Nachricht von ihm im Sommer 1956 – fünfzehn Jahre nachdem wir uns das letzte Mal gesehen hatten. 1976 ist Vater in Kanada gestorben. Mit einigen der Kinder aus seiner zweiten Ehe trafen wir im Winter 1989/90 zusammen, und wir besuchten

miteinander die Geigenbauschule in Mittenwald.

Jetzt denke ich oft daran, wie unglaublich doch ein Menschenschicksal geleitet werden kann, ja daß es durch Gottes Hilfe geleitet wird, und ich danke Gott für alles Gute.

(Vielleicht können auch andere Leser noch von Kriegsschicksalen berichten. Die Mehrzahl der heute Lebenden hat diese Zeit nicht mitgemacht und kann sich deshalb von den damaligen Verhältnissen kein eigenes Bild machen)

Leser-Echo

Enthält die Lehre des Tempels mehr Negatives als Positives?

(zum »Handbuch Religiöse Gemeinschaften« der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands, siehe »Warte des Tempels«, April 1995)

Ich habe mir das fragliche Handbuch besorgt und frage mich, warum niemand von den Herausgebern sich vor der neuen Auflage einmal genauer bei uns erkundigt hat, ob vielleicht im Lauf der Jahre dieses und jenes anders geworden sei. So steht z.B. unter »Taufe«: »Über den Vorgang der 'Darstellung' ist nichts in Erfahrung zu bringen.«

Unter »Grundriß der Lehre« stört mich: »Die sich teils aus sich widersprechenden, teils völlig verschieden motivierten Aussagen zusammengesetzte Lehre des Tempels enthält mehr negative, gegen die kirchliche Lehre sich abgrenzende Formulierungen als eigene positive Sätze.«

Daß Hoffmann mit seinem Satz im »Sendschreiben über das Dogma der Dreieinigkeit« die Kirche natürlich geärgert hat und daß er sagte, man müsse »wie Israel aus Babel« so aus der Kirche auswandern – und manches andere – hat Christoph Hoffmann nicht beliebter gemacht. Doch mich freute, was Dr. Sauer in seinem großartigen Buch »Uns rief das Heilige Land« über ihn sagt (S. 76/77 ff.): »Mit seinem unduldsamen, rechthaberischen Wesen hatte Hoffmann viele abgestoßen und sogar zu seinen Feinden gemacht – er ist auch in der eigenen Gemeinde oft mißverstanden worden. Aber: ihm persönlich geistiges Machtstreben vorwerfen zu wollen, hieße, ihm Unrecht tun. Es ging ihm stets um die Durchsetzung der als richtig erkannten, religiösen Zielvorstellungen. ...Die Idee vom Reich Gottes war der Ausfluß tiefer biblisch begründeter Glaubensüberzeugung. Engstirnige Sektiererei kann man ihm nicht unterstellen! Seine Einsicht und zugleich sein Anliegen, daß der Christ ein am Vorbild Jesu orientiertes, wahrhaft christliches Leben zu führen habe, um so von Grund auf die Gesellschaft zu reformieren, haben bis in unsere Tage nichts von ihrer Aktualität eingebüßt.«

Daß vor Jahren schon die Tempelgesellschaft sich korporativ dem »Bund für Freies Christentum« angeschlossen hat, dürfte schließlich in diesem Handbuch auch erwähnenswert sein, auch daß für uns bei der 'Darstellung' Gottes Wort in Gestalt eines Taufspruches und des Segens wichtig ist, sollte kirchlicherseits nicht abgewertet werden.

Die »Empfehlungen«, wie man mit Templern und ähnlichen Gemeinschaften umzugehen habe, sind in heutiger Zeit doch wohl nicht mehr praktikabel. Über diese Sätze war ich böse!

Zum Glück haben wir aber viele Freunde unter Pfarrern und Angehörigen der evangelischen Kirche, so daß die Beurteilung im Handbuch der VELKD wohl nicht das letzte Wort sein kann. Ich denke, daß es notwendig wäre, mit den Herausgebern und auch mit einer übergeordneten kirchlichen Stelle über ihre Vor- und Fehlurteile zu sprechen.

Dorle Wilhelmi, Bad Bevensen

Ein Buch für den Tempelgründungstag

Nach der Zahl der bisher verkauften Exemplare ist zu schließen, daß es immer noch Mitglieder, Leser, Freunde, Verwandte, Bekannte, Nachwachsende und Interessierte geben muß, die das »Templer-Handbuch« noch nicht in ihrem Besitz haben. Das diesjährige Gedenken an die Tempelgründung soll für die Schriftleitung wieder ein Anlaß sein, für das jüngste Standardwerk unserer Gemeinschaft zu werben. Vor einiger Zeit schrieb eines unserer Mitglieder:

»Ich hatte das Templer-Handbuch auf eine Freizeit mitgenommen und dort nicht nur durchgeblättert, sondern mit wachsendem Interesse von vorn bis hinten durchgelesen. Ich bin außerordentlich beeindruckt, nicht nur von der Buchgestaltung, der hervorragenden Darstellung mit ausgezeichnetem Druckbild, der vorbildlichen Gliederung in übersichtliche und wesentliche Kapitel. Beeindruckt haben mich auch Auswahl, Sprache und Inhalt der Aufsätze. Die daraus ersichtliche ungebrochene Kontinuität im Templerdenken, von Christoph Hoffmann angefangen bis in die jüngsten Tage, war mir in dieser Weise vorher nicht so klar geworden. Zu sehr war ich vielleicht beeinflusst von frommen Tanten, die ihr Leben lang Templer waren und für die Jesus reiner Gott war, mit jenseitiger Erlösung usw. Und deshalb hatte ich den Eindruck, wir hätten Jesus in Abwandlung des Bildes der Gründer im Laufe der letzten 150 Jahre dem Zeitgeist folgend immer mehr unserer verweltlichten Anschauung angepaßt. Und nun sehe ich, daß schon 1860 Christoph Hoffmann und die führenden Köpfe das Reich Gottes nicht nur im Lied in diese Welt gestellt haben, sie haben auch voll danach gelebt und gehandelt. Wenn ich, der ich doch schon »Occident und Orient« und andere Bücher Christoph Hoffmanns gelesen habe und ein Leben lang zu den Templern gehöre, von dem Templer-Handbuch so beeindruckt bin, wie müssen es erst Nichtmitglieder sein! Also nochmals volle Anerkennung für die gekonnte und geglückte Darstellung des Handbuches!«

(das »Templer-Handbuch« kann über die TGD-Verwaltungsstelle, Felix-Dahn-Str. 39, 70597 Stuttgart, zum Preis von DM 19,50 bezogen werden)